

Meine Kindheit

Liebe Kinder, liebe Enkel,

Ihr wollt wissen, wie ich als Kind gewesen bin. Meine frühe Kindheit ist in meinem Gedächtnis nur nebelhaft vorhanden. Am ehesten kann ich erzählen, was mir meine Mutti oder andere berichtet haben, was ich mir so lebhaft ausgemalt habe, dass es mir wie eigene Erinnerung vorkommt. Ich war knapp zwei Jahre alt, als mein Vater mich zum ersten Mal gesehen hat. Er war Soldat und hatte zwei Jahre lang keinen Heimaturlaub bekommen. Im Haus erzählte ich: „Onkel Vati ist da, der schläft sogar bei uns.“ Zwei Monate später wurde Dresden bombardiert. Ich sehe meine Mutti mit mir im Kinderwagen über Trümmer und zwischen brennenden Häusern die Stadt verlassen, um bei Verwandten in Medingen Notunterkunft zu finden. Als die ersten Züge wieder fuhren, reisten wir nach Marienberg-Gebirge, wo uns die Mutter einer Freundin ihre Wohnung, zwei Zimmer in einem Bauernhof außerhalb des Dorfes, zur Verfügung stellte und selbst bei ihrer Tochter unterkam. Dort wurde im September 1945 meine Schwester Irmhild geboren. Die Geburt war dramatisch, weil die Hebamme nicht rechtzeitig in das entlegene Fritzs-Gut kam. Meine 18jährige Tante Rosel musste im Schlafzimmer als Geburtshelferin wirken, der kleine Dietmar wurde in die Wohnküche gesperrt. Als auf dem Herd die Suppe überkochte, soll ich den Topf von der heißen Platte genommen haben. Zigmal hat Tante Rosel mich als kleinen Helden geschildert.

Am 11. 11. 1945 wurde ich zusammen mit meiner Schwester in Pobershau getauft. Meine Eltern waren beide aus der Kirche ausgetreten, deshalb war ich als Säugling nicht getauft worden. Nach dem Zusammenbruch 1945 hatte meine Mutter zum christlichen Glauben zurückgefunden, auch dank der mütterlichen Tante Anna Gründig und anderer hilfsbereiter Christen.

Die Jahre nach dem Krieg waren Hungerjahre. Brot gab es nur auf Marken, und die reichten nicht zum Sattwerden. Zweimal waren verbotene Reisen in den Westen die Rettung. Bei den Verwandten in Müllheim in Baden konnte Mutti in der Ernte helfen und Pakete nach Hause schicken. Aber wie über die von russischen Soldaten bewachte Grenze kommen? Man fuhr mit dem Zug bis zu einem Grenzort, dort gab es Schleuser, die in Gruppen die Leute nachts auf Waldwegen „nach drüben“ brachten. Ich war vier Jahre alt, meine Mutti hatte eine solche Gruppe gefunden. Aber unterwegs sagte Dietmar: „Ich muss mal groß.“ Die Gruppe wollte nicht warten, und so ging Mutti nach verrichtetem Geschäft allein mit mir weiter irgendwie Richtung Grenze und kam glücklich in den Westen. Die Gruppe aber war „geschnappt“ worden.

Das Leben im Fritzs-Gut war mühsam, die Bauersleute waren unfreundlich. Einmal wurde ich ausgeschimpft, weil ich einen Apfel aufgelesen hatte. Die Bäuerin spielte zu Weihnachten „Ruprecht“. Aber sie war kein freundlicher Weihnachtsmann mit Geschenken, sondern mit einer Rute. Zum Glück war meine Schwester helle und mutig und sagte: „Du bist nicht der Weihnachtsmann, du bist die Gertrud.“ Wenn Mutti bei der Ernte half, saß ich am Feld- oder Waldrand und träumte vor mich hin. Eines Tages war es mir langweilig, und ich spazierte in den Wald hinein. Als Mutti es merkte, rief sie und suchte, aber ich war weg. In großer Angst fingen nun alle an zu suchen, aber es dauerte lange, bis mich jemand schlafend fand. Ein andermal hatte ich vor einem Haus lange auf meine Mutter gewartet, als eine Frau mich auf erzgebirgische Weise fragte: „Wem gehörst denn du?“ Ich gab die erschöpfende Antwort: „Meiner Mutti.“

Allmählich tauchen eigene Erinnerungen und Empfindungen auf, etwa um die Zeit der Einschulung. Da war die Angst vor Hunden, Hähnen, Gänsen und Truthähnen, aber auch vor Menschen, z. B. der Bauerntochter, die älter war als ich. Da war das Warten auf die Mutti, wenn ich mit meiner Schwester allein in der Wohnung war. Da war die Freude, wenn sie endlich kam. Beim Schulanfang beeindruckte mich am meisten die Zuckertüte. Für jeden Schüler war eine am Zuckertütenbaum gewachsen. Aber wie verwirrt war ich, als meine Patentante Gudrun und Onkel Lothar mich mit einer zweiten Zuckertüte begrüßten. Das ging nicht mit rechten Dingen zu und war ungerecht gegenüber den anderen Kindern.

Der Schulweg zwischen den Feldern war weit, und ich musste ihn meist allein gehen. Im Winter kam ich einmal heulend, völlig durchgefroren in der Schule an und durfte mich im Lehrerzimmer

aufwärmen. Kleidung und Schuhe waren ärmlich. Im Laufe der Jahre habe ich die Zehen, die Finger und die Ohren erfroren. Im Sommer, wenn es nicht zu heiß war, war der Schulweg angenehm. Der Ranzen war leicht, wir hatten nur wenige Bücher. Aber das verleitete zum Bummeln, es gab unterwegs so viel zu bestaunen, und so kam ich manchmal zu spät. Als ich acht Jahre alt wurde, bekam meine Mutter die Witwenrente nicht mehr und musste arbeiten gehen.

Sonntags gingen wir zur Sonntagsschule. Frauen aus dem Dorf erzählten Geschichten aus der Bibel, wir sangen aus dem Buch „Kinderklänge“, Mutti war die Sonntagsschulleiterin. Wir gingen gern dorthin, es war der „Gemeinschaftssaal“ in einem Fabrikgebäude, in dem am Sonntagnachmittag die Gemeinschaftsstunde stattfand, von Laien gehalten. Einmal monatlich kam der Pfarrer zum Gottesdienst. Natürlich kam es auch vor, dass ich einmal keine Lust zur Sonntagsschule hatte. So fühlte ich mich krank und wollte zu Hause bleiben. Mutti steckt mich ins Bett, kochte Tee und machte Wadenwickel. Am kommenden Sonntag wollte ich lieber gesund sein und mitgehen.

Mein Vater war im Januar 1945 als Soldat vermisst gemeldet worden. Wir wussten nicht, ob er getötet wurde oder noch in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager lebt. Aus den Lagern gab es lange Zeit keine Nachrichten, später kamen vereinzelt Briefe, und ab und zu kam im Dorf ein ehemaliger Soldat aus dem Lager nach Hause. Meine Mutter wartete ständig auf Vatis Heimkehr. „Wenn er jetzt zur Tür hereinkäme,“ hieß es. Wenn etwas gelungen war: „Das müsste Vati erleben.“ Und wenn ich etwas verbockt hatte: „Wenn das Vati wüsste.“ So war der Vater im Geist immer da. Auch von meiner verstorbenen Schwester Ingrid war oft die Rede. Sie hatte im Alter von anderthalb Jahren während eines Besuchs bei den Verwandten in Schlesien Diphtherie bekommen und war innerhalb von zwei Tagen erstickt. Sie wurde dort begraben, mein Vater bekam dafür keinen Urlaub. Die Trauer war noch viele Jahre stark, Mutti litt auch daran, dass Ingrid ungetauft verstorben war.

In der Erziehung war Mutti liebevoll, aber streng. Sie hatte die Sorge, wir könnten missraten. Dann würden die Leute sagen: „Man merkt, dass sie keinen Vater gehabt haben.“ Selten gab es Schläge. Manchmal ungerecht, wie folgendes Erlebnis zeigt: Im Nachbargut war ein Junge aus Berlin zu Besuch, der meine Schwester böse ärgerte. Eines Tages hatte er ihr Kletten ins Haar geschmissen. Sie schrie, und ich versuchte vergebens, die Kletten aus dem Haar zu lösen. Mit Hilfe einer Schere schnitt ich sie dann heraus. Mutti war verzweifelt, als sie den verunstalteten Kopf sah. Sie hatte für den Folgetag einen Termin beim Fotografen für ein Familienbild. Ich aber wurde für meine Gutmütigkeit bestraft.

Der Wald war nahe und mir von klein auf vertraut. Ich ging allein Pilze suchen. Ich hatte mein abgestecktes Revier und brachte manchmal ein gute Pilzmahlzeit heim (wir sagten Schwamme). Nur die Rufe der Walddauben waren mir unheimlich, denn ich wusste sie nicht zu deuten. Im Sommer sammelten wir auch Äste als Feuerholz und Fichtenzapfen für die Oma in Chemnitz. Oma war Blumenbinderin. Im Advent fertigte sie in großer Zahl Kerzenständer aus drei Zapfen. Wir wählten gut gewachsene Zapfen aus, trockneten sie und schleppten dann einen Sack Zapfen im Zug nach Chemnitz.

Wie wir Weihnachten gefeiert haben? Der Heilige Abend war damals Arbeitstag, mindestens bis zum Mittag. Besonders war eigentlich nur das Abendbrot mit Bratwurst und Sauerkraut. Das im Erzgebirge übliche Neunerlei kam für uns drei arme Leute nicht infrage. Erst als wir Kinder größer waren, gingen wir nachmittags nach Marienberg in die Christvesper. In der Nacht zum 1. Christtag schlief Mutti nicht. Sie verwandelte unsere Zimmer in die Weihnachtsstube: Sie schmückte den Christbaum, stellte die weihnachtlichen Figuren auf, richtete die Geschenke unter dem Baum, stellte den Kaufladen und die Puppenstube auf, zuckerte den Christstollen. Früh läutete das Glöckchen, das uns in die Weihnachtsstube rief. Wir sangen das Lied: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind...“ Dann bestaunten wir all die Herrlichkeit und fingen an zu spielen.

Das Leben änderte sich grundlegend, als wir ins Dorf zogen. Beim Schmied wurde eine Wohnung frei, und Mutti ergriff die Chance, dass wir nun drei statt zwei Zimmer hatten und nicht mehr so abseits wohnen mussten, ganz in der Nähe des Bahnhofs. Zwar sagten die Leute: „Zum Schmied wollt ihr ziehen? Der Schmied hat den Teufel.“ Der Schmied war zwar ein eigenartiger Mensch und jähzornig, aber wir sind mit ihm ausgekommen. Seine Frau ertrug geduldig seine Launen und wurde für uns zur „Schmied-Oma“. Weil unsere Mutti den ganzen Tag auf Arbeit war, konnten wir uns an sie wenden, wenn wir ein Problem hatten. Sie lud uns auch zum Essen ein, wenn sie Buttermilchgetzen gebacken hatte. Wir hatten zwei Zimmer im Erdgeschoss und eine Schlafkammer im Obergeschoss. Wir wohnten hauptsächlich in dem größeren Zimmer, das kleine sollte eine Küche sein, verkam aber zeitweise zur Abstellkammer. Die Schlafkammer war im Winter sehr kalt, an den feuchten Wänden glitzerten die Eiskristalle, und auch auf der Bettdecke entstand durch den Atem Eis. Wir kuschelten uns eng aneinander. Vor dem Einschlafen las uns Mutti vor, z. B. „Onkel Toms Hütte“, wobei manchmal alle weinten. Ein Beet gab es für uns am Haus nicht, aber einen Holzplatz. Dort lagerten wir das Reisig, das wir im Wald gesammelt und mit dem Handwagen geholt hatten, aber auch das Holz aus Wurzelstöcken und Stämmen, das wir gekauft hatten. Meine Aufgabe war es, das Holz zu hacken. Der Schmied war dabei mein Lehrmeister. Auf dem Boden hatten wir eine Kammer, in der die trockenen Holzscheite für den Winter gestapelt wurden. Der Schmied holte mich auch in die Schmiede. Dort musste ich die Zange mit dem glühenden Eisen halten, während er mit dem Schmiedehammer zuschlug. Für die Dorfkinder war es ein besonderer Spaß, den Schmied zu ärgern. Aus sicherer Entfernung riefen sie ihm Spottverse zu. Wenn er dann mit dem Hammer herauskam und fürchterlich schimpfte, rissen sie aus. An einen Konflikt erinnere ich mich deutlich. Der eiserne Ofen in unserem Wohnzimmer hielt die Wärme nicht. So sparte meine Mutter auf einen Berliner Ofen, einen Kachelofen. Als der Ofensetzer das Material anlieferte, brüllte der Schmied: „So ein Ofen kommt nicht in mein Haus, schaffen Sie sofort die Kacheln wieder raus.“ Dem verunsicherten Ofensetzer sagte meine Mutter: „Hören Sie nicht auf ihn, ich habe den Ofen bestellt.“ Der Ofen wurde gesetzt, wir hatten von da an eine warme Stube, und später kam der Schmied ab und zu, um sich an unserem Ofen aufzuwärmen. Auch beim Schmied hatten wir natürlich nur ein Plumps-Klo.

Mutti arbeitete in Marienberg („in der Stadt“) im Gesundheitsamt. Der politische Druck und vor allem der Arbeitsdruck dort wurde 1952 immer schlimmer, Mutti musste immer mehr unbezahlte Überstunden machen. Wir mussten immer öfter allein zu Bett gehen, weil Mutti noch nicht von der Arbeit da war. Aus dieser Zeit ist ein Zettel erhalten, den ich geschrieben hatte:

„Die Hose hat im Pops ein Loch, die Strümpfe in den Zehen,
ach liebe Mutti, stopf sie doch, so kann ich nicht mehr gehen.“

Die todmüde Mutti musste lachen und wurde noch einmal munter, um den berechtigten Wunsch zu erfüllen. Als aber eines Abends meine Schwester aus dem Bett wieder aufstand mit den Worten: „ich wollte bloß meine Mutti mal wieder sehen,“ da war das Maß voll. Meine Mutter reichte die Kündigung ein. Der Vorsitzende des Rates des Kreises tobte: „Ich werde dafür sorgen, dass Sie im Kreis Marienberg keine Arbeit bekommen.“ Aber da gab es in Reitzenhain eine Tuberkulose-Heilstätte, die dem Magistrat Berlin unterstand, und der Chefarzt bot meiner Mutter eine Stelle als Hilfskraft im Labor an. Davon hatte sie zwar keine Ahnung, aber es war ihre einzige Chance. Das Umlernen war nicht das Problem, aber sie konnte kein Blut sehen und wurde mehrmals ohnmächtig, wenn sie bei Patienten die Blutsenkung durchführte. Erst nach Wochen hatte sie das überwunden und konnte ihre Arbeit normal tun. Auch an mir hatte sie manchmal „geübt“. Später wurden ihr mehr und mehr Aufgaben als Arztsekretärin übertragen, sie war also wieder in ihrem erlernten Beruf tätig.

Für uns Kinder bedeutete dieser Stellenwechsel mehr Regelmäßigkeit im Alltag. Mutti weckte uns, bevor sie mit dem Frühzug 7 Uhr nach Reitzenhain fuhr. Abends 18 Uhr holten wir sie am Bahnhof ab. Sie brachte dann meist aus der Klinikküche Speisereste mit, die unser Abendbrot bildeten. Aus dieser Zeit rührt meine Abneigung gegen die Nötigung, Speisereste aufzuessen.

Da wir jetzt im Dorf wohnten, hatten wir auch Kontakt zu Nachbarskindern und nahmen an ihren Spielen teil. Verstecken, Räuber und Gendarm, Ballproben an der Wand und Murmelschieben spielten wir mit Ausdauer und Leidenschaft. Bei den Murmeln gab es die einfachen „Toner“ und die wertvollen „Glaser“. Wer die letzte Kugel ins Loch schob, bekam den Inhalt. Jeder hatte einen Beutel und suchte seinen Reichtum zu vergrößern.

Zu Fastnacht verkleideten wir uns und gingen von Haus zu Haus „betteln“. Wir sagten dann Sprüche wie: „Ich bi e kleener Dicker un ka nich nauf an Drigger (Türklinke).

Losst mich nich ze lange stieh, ich will e Haisel wedder gih.“

Unsere Mutti sah dieses „Herumstromern“ nicht gern, ließ es aber zu.

In den ersten Schuljahren war ich unauffällig und schüchtern, auch körperlich schwach. Deshalb wurde ich wiederholt „zur Erholung“ geschickt. Das erste Mal, vielleicht mit 6 oder 7 Jahren, ging schief. Die Innere Mission hatte Aufenthalte bei Familien in Westdeutschland organisiert. Auf der Fahrt dorthin wurde die Begleiterin in Halle verhaftet, die Aktion für illegal erklärt, wir Kinder unter üblen Bedingungen nach Hause zurück befördert. Das war meine erste bewusste Begegnung mit der sozialistischen Staatsmacht.

Später war ich drei Wochen in einem kirchlichen Heim in Bad Lausick, wo ich Heimweh hatte und meinen späteren Freund Siegfried Haase kennenlernte. Die nächste „Erholung“ war auch in einem kirchlichen Heim, in Kühlungsborn an der Ostsee. Wir waren außerhalb der Saison dort, ich erinnere mich kaum. Mich beeindruckten die Kiefernwälder, und ich brachte das Mecklenburger Heimatlied mit nach Hause.

Etwa in der 7. Klasse fuhr ich in ein staatliches Erholungsheim in der Nähe von Berlin. Wir schliefen im 6-Bett-Zimmer, und ich hatte meine Bibel mit (dazu später mehr). Mit Herzklopfen packte ich sie aus und rechnete mit dem Spott der anderen. Aber nein, bis auf einen wollten alle den Bibelabschnitt vorgelesen bekommen, und das jeden Tag. Wir wurden gute Freunde. Das Wettessen betrieben wir als Sport: 7 mal Nachschlag holen. Danach Schlange stehen an einem der wenigen Klos. Auf der Heimfahrt im Zug hatten wir mächtig Spaß. Ich gewann eine Wette, ob ich mir traue, einem Mädchen einen Kuss zu geben. Wie überrascht war ich, als diese nicht beleidigt war, sondern sich revanchieren wollte. Obwohl das nur ein Geck war, habe ich doch später jedes Mal, wenn ich durch Brand-Erbisdorf fuhr, an dieses Mädchen gedacht.

Ein Jahr später konnte ich doch noch einen Erholungsurlaub bei einer westdeutschen Familie machen. Die Kirche hatte es vermittelt, zu viert fuhren wir nach Meppen an der Ems. Die Gastfamilie war freundlich. Gern sah ich die Schiffe auf der Ems fahren. Wir vier trafen uns oft zu gemeinsamen Unternehmungen. Eines der beiden Mädchen wurde meine erste Freundin.

Aber die schönsten und eindrucksvollsten Erholungsreisen waren die zu Onkel und Tante in Müllheim. Die erste war 1954, ich war also elf Jahre alt. Meine Mutti konnte nicht mitfahren, auch fand sich sonst niemand, der mich nach Müllheim gebracht hätte. Aber ein Kollege meiner Mutter nahm mich mit über die Grenze und stieg in Hof aus. Von da an reiste ich allein weiter. Ich hatte ein Umhängeschild mit folgendem Text: „Ich heiße Dietmar Koenitz und wohne in Marienberg-Gebirge und reise zu meinem Onkel in Müllheim in Baden.“ In Nürnberg stieg ich um in den Zug nach Stuttgart. Dort war ich aus Versehen bereits in Stuttgart-Cannstedt ausgestiegen. Entsetzt sah ich, dass die Zug noch weiter fuhr. Nach ein paar Tränen ging ich zur Abfahrtstafel und stellte fest, dass alle paar Minuten ein Zug zum Hauptbahnhof fuhr. Also erreichte ich gut meinen Zug nach Karlsruhe. Unterwegs sprachen mich Leute an und wunderten sich, schenkten mir auch eine Tafel Schokolade und eine DM. In Karlsruhe wurde ich sozusagen von der Bahnmissionsmission „verhaftet“. So empfand ich das. Sie ließen mich den Zug nach Basel, mit dem ich am späten Abend Müllheim erreicht hätte, nicht nehmen. Sie zwangen mich, eine Suppe zu essen und dort zu übernachten. Am nächsten Morgen brachten sie mich an den Zug, und ich kam am zeitigen Vormittag in Müllheim an. Eine Straßenbahn fuhr vom Bahnhof zur Stadt (vielleicht fuhr ich unentgeltlich mit). Ich suchte die Hausnummer Hauptstr. 48. Dort stieg ich die Treppe hinauf und fand meine Tante, wie sie gerade ihr Baby badete. „Wo kommst du denn jetzt auf einmal her?“, war ihre Frage zum

Empfang. Es waren wunderbare vier Wochen dort. Mein Onkel fuhr mit mir auf dem NSU-98PS-Motorrad hoch in den Schwarzwald, um Heidelbeeren und Himbeeren zu pflücken. Wir halfen beim Bauern in der Ernte, ich bekam jeden Tag einen halben Liter frische Milch. Mein Onkel und meine Tante lebten mit zwei Kindern beengt und nahmen mich als drittes Kind dazu. Ihre Frömmigkeit und Herzlichkeit beeindruckte mich, wir sangen viel, ich lernte auch Lieder in allemannischer Mundart. Vor dem Haus stand die Vitrine der „Badischen Zeitung“. Dort verfolgte ich täglich die Fußballweltmeisterschaft in Bern und begeisterte mich für die deutsche Mannschaft, die schließlich unerwartet den Sieg errang.

Zwei Jahre später reiste ich mit meiner Oma erneut nach Müllheim. Als es unterwegs ein Problem gab, meinte sie leicht ärgerlich: „Du hast doch die Reise schon einmal gemacht, du musst doch Bescheid wissen.“ Jetzt hatte mein Onkel schon vier Kinder und ein Auto und wohnte in der alten Mühle. Nicht weit war das Schwimmbad, und wieder gab es Ausflüge in den Schwarzwald und nach Badenweiler und in die Weinberge. Aber davon später mehr.

Jetzt soll erst einmal meine Oma drankommen. Oma wohnte in Chemnitz, und wir waren immer willkommen, sie zu besuchen. Ich war der Einzige in der Klasse, der eine Oma in der Großstadt hatte. Die anderen kamen kaum über die umliegenden Dörfer und Städtchen hinaus. Ich war auch der Erste, der schwimmen konnte, denn ich habe es im Chemnitzer Stadtbad gelernt. Ich durfte auch meine Freunde mitbringen. Oma lebte zusammen mit Tante Rosel, diese war Schneidermeisterin, und das Wohnzimmer war zugleich Schneiderstube mit zwei Gesellinnen. Oma kochte gut und hatte Verständnis für mich. Einmal war ich mit Karl Martin in Chemnitz, und wir hätten gern 66er gespielt, was unter Schülern sehr beliebt war. Oma hatte keine Skatkarte, aber sie riet uns, in der Eckkneipe nach einem abgespielten Blatt zu fragen. Und so waren wir glücklich mit der speckigen Skatkarte. Zu Hause endete das Glück. Karls Vater sagte: „Das Teufelsblatt kommt mir nicht ins Haus,“ und die Karte verschwand im Ofen. Manchmal gab es Streit zwischen Mutti und Oma: „Warum hast du mir nicht geschrieben?“ - „Ich hatte keine Zeit.“ - „Zeit für eine Karte hat man immer.“ - „Aber ich wollte dir einen Brief schreiben.“ - „Lieber eine Karte als gar nichts.“ Bei solchen Streitigkeiten war ich auf Muttis Seite. Oma war leicht ärgerlich, machte ihren Töchtern Vorhaltungen und wirkte manchmal griesgrämig. Nie habe ich erlebt, dass sie laut gelacht hätte. Allmählich verstand ich, warum sie so war. Sie hatte mit ihrem Mann ihre große Liebe gefunden, neun Kinder geboren (eins starb als Kleinkind) und nach langem Kampf auch eine geräumige Dienstwohnung erhalten. Als meine Mutti als ältestes Kind elf Jahre alt war, starb mein Großvater an Magenkrebs. Oma war verzweifelt, hat wochenlang nur geweint, war nicht fähig, auf das Sozialamt zu gehen, um die kleine Witwen- und Waisenrente zu beantragen, so dass schließlich meine Mutti die Papiere abgegeben hat. Sie hat dann, auch aus der Kraft ihres Glaubens heraus, die Kinder großgezogen und ihr Leben bewältigt, aber wirklich glücklich ist sie nie wieder geworden.

Es wird Zeit, auf die Musik zu sprechen zu kommen. Ich habe sie später eine der drei Säulen genannt, auf denen mein Leben ruht. Meine Mutti hat viel gesungen, für sich allein bei der Arbeit, aber auch mit uns Kindern, unterwegs und zu Hause. Volkslieder, Kinderlieder, vor allem aber sogenannte „Gemeinschaftslieder“. Sie hat mit dem Singen ihre Sorgen vertrieben: „Herz, lass das Sorgen sein, Sorgen bringt Angst und Pein und frommt doch nicht. Vertrau auf Gott den Herrn, sein Hilf ist dir nicht fern. Gott schlummert nicht.“ Oder: „Wenn alles bricht, Gott verlässt uns nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“ Auch ich habe gern gesungen, so vor mich hin, und auch in der Sonntagsschule: „Jesus hat die Kinder lieb, in die Bibel er es schrieb. Alles, was da schwach und klein, sagt er, soll sein eigen sein. Ja, Jesus liebt mich. Das steht im Bibelbuch.“ Vermutlich in Reli, so hieß bei uns die Christenlehre, die nachmittags in der Schule stattfand, wurde der Kantor auf meine Stimme aufmerksam und lud mich und Karl Martin zur Kurrende ein. Die Übungsstunde war natürlich in Marienberg, das bedeutete für uns, zu Fuß 3 km hin und 3 km zurück, bei jedem Wetter.

Bald sagte Herr Stiebitz zu meiner Mutter: „Dietmar ist sehr musikalisch, er muss Klavier lernen.“ Meine Mutter erwiderte: „Wir haben weder ein Instrument, noch könnte ich den Unterricht bezahlen.“ Kantor Stiebitz: „Den Unterricht würde ich unentgeltlich geben. Für das Instrument

müssen Sie sorgen.“ Muttis Tanten besaßen ein Harmonium, konnten aber nicht spielen. Also tauschten wir unser Radio, genannt Volksempfänger (oder auch Goebbelsschnauze), in ein Harmonium ein. So begann der Unterricht. Aber nach kurzer Zeit sagte Herr Stiebitz: „Auf dem Harmonium kannst du nicht Klavier spielen lernen.“ Er verachtete das Harmonium und nannte es „Seelenvergaser“. Also ging ich täglich zu Frau Wolf üben. Diese alleinstehende Frau hatte meinen Besuch gern und hörte meinem Üben zu. Sie bedauerte, dass ich nicht mehr kam, als ich ein eigenes Klavier hatte. Ab und zu spielte ich ihr weiterhin vor. Der Kontakt blieb, sie hat zu Martins Geburt ein Päckchen und Geld geschickt. Meine Mutti hatte einer Kollegin ein Klavier für 600 Mark (doppelter Monatsverdienst) abgekauft und in Raten von 50 Mark abbezahlt. Ich übte täglich mit Begeisterung und kam gut voran, was auch den Kantor freute. Einmal war ich dabei, als Herr Stiebitz mit einem Mädchen schimpfte: „Wenn du nicht übst, ist mir meine Zeit zu schade. Ich mühe mich ab, und du sagst nicht einmal danke.“ Ich erschrak: Bedanke ich mich eigentlich? Von da an bedankte ich mich jedes Mal. Herr Stiebitz würzte den Unterricht mit historischen, musikalischen und philosophischen Erläuterungen, die Welt der Kultur schloss er mir auf. Er war streng. Ich begegnete ihm mit Hochachtung und Respekt. Über sieben Jahre erhielt ich kostenlosen Unterricht, Herr Stiebitz war inzwischen Kirchenmusikdirektor geworden. Zuletzt spielte ich u. a. Bach, Wohltemperiertes Klavier, Beethoven-Sonaten und Brahms, Intermezzi. Zusätzlich zum Unterrichtsstoff erarbeitete ich mir das Choralbuch in drei- und vierstimmigen Sätzen, wobei ich jeweils eine oder mehrere Strophen Text auswendig lernte.

Klavier ist das einzige Instrument, das ich ordentlich gelernt habe. Ich spiele aber auch noch Flöte, Gitarre, Posaune und Orgel. Flöte konnte ich mir relativ leicht selbst beibringen, auch die Anschaffung war nicht teuer. Kurios war aber die Sache mit dem Blasinstrument. Bei meiner Großkusine Helene, einer ledigen Krankenschwester, hatte ich einen Stein im Brett. Sie kam eines Tages an einem Schaufenster vorbei, in dem goldglänzende Instrumente zu sehen waren. Kurz entschlossen ging sie ins Geschäft, kaufte das größte und ließ es an mich schicken. Die Überraschung war groß, als wir es auspackten. Was damit anfangen? Ich ging zum Tischlermeister Christfried Östreich, der im Posaunenchor Tuba blies, und bat um Rat. „Kriegst du denn schon ein paar Töne raus?“ Ich bejahte. Da gab er mir eine Griffabelle für Tonleitern und sagte: „Du kannst doch Klavier spielen. Also übst du die Tonleitern, und wenn du die kannst, kommst du mit in den Posaunenchor.“ So wurde es denn auch. Und ihr könnt euch vorstellen, in welcher Qualität der Chor geblasen hat. Der Posaunenwart, der in größeren Abständen in die Übungsstunde kam, war gefürchtet und unbeliebt. Einmal stürzte ich mit dem Fahrrad, und das Tenorhorn war zerquetscht. Zum Glück bezahlte die Kirchengemeinde die Reparatur, die die Hälfte eines Neukaufs betrug.

Mit der Gitarre war es so: Auf einer Wanderung in einer Gruppe hatte jemand eine Gitarre am Band und spielte zu den Liedern, die wir unterwegs sangen. Das imponierte mir sehr, und es war gegenüber Klavier und Horn eine völlig neue Möglichkeit. Ich merkte auch, dass wenige Griffe genügen, um die meisten Lieder mit Akkorden zu begleiten. Irgendwie trieb ich eine Laute auf, die Schwester der Gitarre, die wie eine aufgeschnittene Birne aussieht, und bald konnte auch ich Lieder begleiten, vor allem in der Jugendgruppe oder mit Kindern. Die Gitarre wurde später für mich als Pfarrer eine Art Markenzeichen, weil ich sie sogar im Gottesdienst bei neuen Liedern einsetzte. Nur nicht beim Gottesdienst zur Silbernen Konfirmation in Marienberg. Da bat mich Herr Stiebitz inständig: „Dietmar, bitte lass die Gitarre weg. Ich konnte es bisher verhindern, dass im Gottesdienst Gitarre gespielt wird.“ Diese Bitte konnte ich natürlich meinem verehrten Lehrer nicht abschlagen.

Obwohl es nicht zur Kindheit gehört, will hier doch noch erwähnen, dass ich als Jugendlicher bald anfang, anderen Musikunterricht zu geben. Siegfried Martin, Joachim Kirschen und Dietmar Müller lernten Trompete. Dietmar Müller lernte bei mir Klavier, bis ihn Herr Stiebitz übernahm. Er ist nebenberuflicher Kantor geworden. Und sonntags lud ich eine halbe Stunde vor der Sonntagsschule zum Singen ein, wozu sich viele begeisterte Kinder einfanden. Mein Schwester und Siegfried Martin spielten Geige, andere Kinder Blockflöte. So nahmen wir noch Instrumente dazu. Davon war unser Kirchenmusikdirektor so angetan, dass er uns im Advent einlud, in Marienberg ein

kleines Konzert zu gestalten („Klingende Weihnachtsstube“). Was an Perfektion fehlte, wurde durch das ungezwungene, fröhliche Auftreten der Kinder ausgeglichen. Wir gingen auch im Advent zum Krankensingen von Haus zu Haus.

Meine Schule war die Grundschule Marienberg-Gebirge, ein stattlicher Bau mit einem Glockentürmchen. Der Hausmeister läutete drei mal täglich und auch sonntags zum Gottesdienst, was später verboten wurde. Von den 23 Schülern meiner Klasse hießen vier Dietmar. Man rief meist den Familiennamen; mein Freund wurde Dietl gerufen. Auch seine Mutter war Witwe. Mit ihm verbrachte ich gern freie Zeit, wir spielten Brettspiele und Tischtennis (am Wohnzimmertisch, Platten gab es nicht). Eines Tages hatte ich etwas verbockt, ich weiß nicht mehr was, und alle hackten auf mich ein. Auch mein Freund hielt nicht zu mir. Seitdem hatte die Freundschaft einen Knacks.

Als Lehrer hatten wir den alten Clauß und den jungen Clauß. Der alte ging in Rente, der junge wurde unser Klassenlehrer. Wir hatten ihn gern. Das zeigt folgende Episode: Am Nikolaustag meinten wir, dass auch der Lehrer etwas bekommen sollte. In der Pause kauften wir im Laden lose Pfefferkuchen ein. Gerlinde zog ihren Strumpf aus, das Gebäck wurde hineingefüllt und am Lehrerpult angebracht. Herr Clauß freute sich natürlich riesig, aber als er seine Gabe mitnehmen wollte, schrie Gerlinde: „Mein Strumpf, ich brauche meinen Strumpf!“ Sportunterricht hatten wir bei Herrn Melzer, er hatte Stiefel an und sein Spitzname war „Mephisto“. Der Schulleiter Herr Otto war auch beliebt, nur hatte er für die politischen Auflagen zu sorgen, das tat das Sache etwas Abbruch. Am Beginn der achten Klasse erschien Herr Clauß nicht mehr zum Unterricht. Er war „nach dem Westen abgehauen“, für uns ein schwerer Verlust. Der strengste Lehrer war Herr Hertwig, bei ihm haben wir viel gelernt. Aber ausgerechnet mit ihm passierte mir Folgendes: In der Pause spielten wir Fangen. Peter war mir durch die Tür in Richtung Toiletten entwischt. Ich dachte, er müsste ja jeden Moment zurückkommen und hielt die Türe zu. Bald wurde heftig an der Klinke gerüttelt, ich hielt lange dagegen, ließ dann los und versteckte mich hinter dem Ofen. Es war aber nicht Peter, es war der strenge Herr Hertwig, den ich ausgesperrt hatte.

An den Prügeleien, die vor allem auf dem Heimweg von der Schule stattfanden, beteiligte ich mich nicht. Die Kampfahne wurden angefeuert, bis Blut floss. Der Nachbarsjunge war kampferfahren und wollte eines Tages seine Kraft an mir beweisen. Meine Schwester stand heulend daneben: „Lass meinen Bruder in Ruhe!“ Aber welche Überraschung für uns drei: Nach einer Weile hatte ich ihn zu Boden gezwungen. Dass ich nicht immer nur brav war, beweist ein Eintrag im Schülertagebuch: „Dietmar schlägt eine Mitschülerin auf den Kopf.“ (Die alte Petze, schlimm wird's nicht gewesen sein.) Schlimm war eine andere Sache. Eine junge Praktikantin konnte sich nicht durchsetzen, und das nutzten wir schamlos aus. Der Unterricht ging im Lärm und Durcheinander unter. Der Schulleiter hospitierte und fand bei mir einen Zettel mit dem Text: „Wir entschlossen uns gegen unsere Lehrerin.“ Die Sache wurde „an die große Glocke gehängt“. Meine Mutter war entsetzt, dass ich zu solcher Haltung fähig war.

In eine viel schlimmere Sache war ich zum Glück nicht verwickelt. In Schuttlöchern nach interessanten oder brauchbaren Sachen zu suchen, war gang und gebe. Eine Reihe meiner Klassenkameraden aber suchten nach Waffen und Munition. Vom Krieg her konnte man in den Wäldern so manches Gewehr finden, in der Nähe des sowjetischen Schießplatzes lagen Patronen herum. Allmählich entstand eine beträchtliche Waffensammlung, es wurde entrostet und geölt und ausprobiert. Eines Tages brachte einer eine Pistole mit, die in bestem Zustand war. Sie wurde in der Gruppe bestaunt. Peter nahm das Magazin mit den Patronen heraus, hielt die Pistole seinem Freund Jürgen an die Schläfe und drückte ab. Der Schuss ging los, Jürgen war sofort tot. Peter hatte nicht gewusst, dass eine Patrone in der Pistole blieb. Jetzt ging die Kriminalpolizei in den Häusern aus und ein. Die Pistole stammte von einem Bauern, der sie in der Scheune unter Fußbodenbrettern versteckt hatte. Sein Neffe hatte sie entdeckt. Der Bauer wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Peter kam in ein Heim für schwer erziehbare Kinder, aber nach einem halben Jahr zurück in unsere

Klasse.

Ab dem 7. Schuljahr war ich der Beste in der Klasse. Die Kameraden staunten, wenn ich ein langes Gedicht ohne Stocken vortrug oder zu einem Thema (z. B. Vogelflug) einen Vortrag von einer Viertelstunde hielt. Als Streber bin ich nie beschimpft worden. Manchmal nannten sie mich Doktor (Dr. = erster und letzter Buchstabe von Dietmar). Bei Klassenaufsätzen schrieben sie meisten sofort los, ich aber saß eine halbe oder ganze Stunde da und dachte nach. Dann schrieb ich in einem Ritt den Aufsatz nieder und war als einer der Ersten fertig. Fast immer hatte ich vier Einsen (Inhalt, Ausdruck, Rechtschreibung, Form). Aber einmal bin ich mit einem Thema für den Hausaufsatz nicht klar gekommen. Bis zum letzten Abend habe ich es verschoben, saß abends 9 Uhr vor einem fast leeren Zettel, als Mutti nach Hause kam. Sie schimpfte, dann sagte sie: „Ich diktiere, du schreibst.“ Widerwillig folgte ich, eine andere Lösung wusste ich nicht. Mit Herzklopfen gab ich den Aufsatz ab, mit Herzklopfen nahm ich ihn wieder in Empfang. Wie immer vier Einsen. Ich weiß bis heute nicht, ob der Lehrer den Betrug nicht bemerkt oder bewusst übergangen hat.

Meine Mutter hat sich für die Schule engagiert. Sie war im Elternbeirat. Für das Schuljubiläum hat sie sich sehr eingesetzt. Für die Schulleitung war es ein Problem, dass eine Frau im Elternbeirat war, die sich kirchlich betätigte und deren Kinder nicht zu den Jungen Pionieren gehörten. Vor der Neuwahl des Elternbeirats gab es verschärfte Vorschriften. Vor allem wurden die Mitglieder verpflichtet, für die Jugendweihe zu werben. Also hat man meine Mutter nicht wieder auf die Kandidatenliste gesetzt. Da über die Kandidaten im Block abgestimmt wurde („Sind Sie für den Elternbeirat – ja oder nein?“), war mit einem 100%igen Ja zu rechnen. Aber da meldete sich ein Vater: „Warum ist Frau Koenitz nicht wieder auf der Liste?“ Der Schulleiter, überrascht, war sehr verlegen, konnte keine klaren Gründe nennen. Der Vater forderte nun, dass über die Wahl von Frau Koenitz abgestimmt werde. Schnell wurde noch eine Gegenkandidatin benannt, aber meine Mutter wurde mit überwältigender Mehrheit gewählt. Zur ersten Elternbeiratssitzung wurden zusätzlich sechs Vertreter gesellschaftlicher Organisationen (FDJ, FDGB, DFD...) eingeladen. Nach kontroverser Debatte beschloss dieses Gremium, meine Mutter aus dem Elternbeirat auszuschließen. Sie hatte nun eine Aufgabe und Verpflichtung weniger.

Unvergesslich ist das Kühe-Hüten. Von Anfang September bis Anfang Oktober war Hütezeit. Der Bauer neben der Schmiede hatte sechs Kühe. Nach der Schule gab es beim Bauern Mittagessen. Dann wurden die Kühe ausgetrieben. Das wäre kein Kunststück gewesen, wenn es nicht rechts und links vom Weg Kleefelder und Rübenfelder gegeben hätte. Auf den herbstlichen Wiesen angekommen, gab es nicht mehr viel zu tun. Mit Salz konnte ich die Tiere locken, wenn sie aufs Nachbarfeld oder in den Wald gehen wollten. Notfalls musste auch der Stock ran. Jede Kuh hatte ihren Namen: Lotte, Liese, Hanne, Lore... und ihren Charakter. Hanne war auf Abenteuer aus, sie musste man im Auge behalten. Einmal hatte sie mein Hemd im Maul, das ich im Gras abgelegt hatte. Von weitem sah man andere Kuhherden mit ihren Hütern. Andere Bauern hatten ein paar mehr Kühe und meine Kameraden bekamen fünf Mark Wochenlohn statt drei Mark. Es gab einen speziellen langgezogenen Singsang, mit dem wir uns grüßten: O hejohe, o hejohejohejohejo, o hejohejhejo, o hejohe. Das Hüten war eine gemütliche Sache, wenn die Sonne schien, ich im Gras lag und die Wolken beobachtete, mir Geschichten ausdachte oder vor mich hin träumte. Aber manchmal regnete es, es war stürmisch und kalt, dann war ich froh, wenn ich nach 18 Uhr die Kühe wieder in den Stall bringen konnte.

Von drei Winter-Erlebnissen will ich berichten. Ich fuhr gern Ski, aber nicht so sehr Abfahrtslauf. Auch beteiligte ich mich nicht am Ski-Springen, wofür meine Kameraden kleine Schanzen aus Schnee bauten. Aber mit den Skiern über die Felder oder durch den Wald zu laufen, machte mir viel Freude. Manchmal lief ich schon früh vor der Schule eine Runde. So auch an jenem sonnigen Morgen. Dabei traf ich meine Kameraden, die mit den Skiern zur Schule fuhren. Ich schloss mich ihnen an und merkte erst vor der Schule, dass ich keinen Ranzen auf dem Rücken hatte. Den musste ich nun noch holen und kam dadurch viel zu spät zur Schule, ein Spaß für Lehrer und Schüler.

Das zweite Erlebnis ist nur mir bekannt. Ich war auf dem Weg nach Marienberg, vielleicht zur Klavierstunde. Es war kalt, und ein Schneesturm peitschte mir den Schnee ins Gesicht. Ich kam kaum voran gegen den Sturm. Sollte ich umkehren? Jeder würde Verständnis haben, wenn ich bei diesem Wetter zu Hause blieb. Plötzlich spürte ich in mir einen starken Willen: Du lässt dich von dem Wetter nicht unterkriegen! Du bist stärker als der Wind. Ich kam abgekämpft, aber zufrieden ans Ziel.

Zur Schulmeisterschaft trat ich natürlich im Langlauf an. Es war für mich unbegreiflich und an der Schule eine Sensation, dass ich die schnellste Zeit gelaufen war. „Dr Könitz hat gesiescht!“ hörte meine Mutter und war ebenso überrascht. Es ist mein einziger Sieg im Sport geblieben.

Später war ich aufgrund einer Fußerkrankung vom Sport befreit. „In de Mailuft gieh“ - das war ein Brauch, an einem Frühlingsmorgen früh zeitig eine Waldwanderung zu machen. Unterwegs knickte mein Fuß um, und ich konnte nur gestützt und unter großen Schmerzen heimkehren. Der Arzt diagnostizierte „entzündlich-kontrakter Senk-Spreizfuß“ und ordnete eine Operation in Chemnitz, inzwischen in Karl-Marx-Stadt umbenannt, an. Unter Narkose stellte man meinen Fuß quer und gipste ihn ein. Da ich zu Hause keine Pflege hatte, verbrachte ich die folgenden sechs Wochen bei Oma und Tante Rosel und hatte meine Liege in der Schneiderstube. Neben Lesen waren es vor allem die Schallplatten vom Omas Grammophon, mit denen ich die Zeit verbrachte. Auch lauschte ich den Erzählungen und Gesprächen. Vielleicht war es auch in dieser Zeit, dass ich anfang, lange Gedichte auswendig zu lernen, z. B. das „Lied von der Glocke“ von Friedrich Schiller. Endlich wurde der Gips wieder abgenommen, Massagen folgten. Aber da der gewünschte Erfolg nicht eingetreten war, wurde die Prozedur wiederholt, und noch einmal lag ich vier Wochen mit Gipsbein bei Oma.

Im Krankenhaus lag ich in einem Acht-Bett-Zimmer mit über wiegend älteren Männern. Sie belegten mich mit Witzen, die ich abstoßend fand, freuten sich aber auch, wenn ich mit meiner klaren Stimme Lieder sang (das war noch vor dem Stimmbruch). Meinen hundertsten Krankheitstag beging ich mit Apfelsaft und Keksen. Bald danach konnte ich nach Hause zurückkehren, nicht geheilt. Orthopädische Schule sollten nun helfen, und sie taten es. Zwar musste ich manchen Spott ertragen, wenn ich im Sommer mit kurzen Hosen und hohen Schuhen ging. Als Ausgleich für die Sportbefreiung machte ich einen Kampfrichter-Lehrgang und war bei Leichtathletik-Wettkämpfen tätig.

Ein anderer Krankenhaus-Aufenthalt war kürzer. Ich war mit dem Fahrrad gegen einen Eisenzaun mit Spitzen gefahren und hatte mir eine Spitze durch die Wange in den Mund gestochen. Ich wurde zum Sanitäter gebracht, die Wunde wurde mit Jod behandelt und später im Krankenhaus zurechtgeflickt. „Narbe am Kinn links“ stand später im Personalausweis. Meine Mutter fuhr sofort mit dem Fahrrad von Reitzenhain nach Marienberg, fand mich apathisch mit Kopfverband im Bett, und ich sagte nur: „Geh wieder!“ Aber die Heilung ging schnell. Wenige Tage nach meiner Entlassung besuchte mich mein Freund Siegfried Haase aus Pockau. Ich wollte ihn noch ein Stück auf dem Heimweg begleiten. Das Fahrrad rollte leicht hinunter nach Pobershau und zur Kniebreche. Nun musste ich aber wirklich umkehren. Aber die Beine wollten mir den Dienst versagen, und nur mit letzter Kraft erreichte ich unser Haus und brach zusammen. Meine Mutter nahm mich über die Schulter und schleppte mich die Treppe hoch und legte mich ins Bett. Am nächsten Morgen ging es mir schon wieder besser.

Der Schulausfall durch die Krankheiten beeinträchtigte meine Leistungen nicht. Schon in der 7. Klasse hatte ich fast nur Einsen, und die achte schloss ich „mit Auszeichnung“ ab. Ich wurde zur Oberschule delegiert. Zu den Gratulanten gehörte der FDJ-Sekretär. Er wünschte viel Erfolg als FDJler. Aber es verschlug ihm die Sprache, als ich ihm sagte, dass ich kein Junger Pionier bin und auch der Freien Deutschen Jugend nicht beitreten werde. Wortlos drehte er sich um und ging. An die letzten Klassen der Grundschule erinnere ich mich gern und fühlte mich in der Klassen-Gemeinschaft wohl.

Noch habe ich das Ereignis, das mein späteres Leben am meisten geprägt hat, nicht erwähnt. Es ist auch nicht leicht zu beschreiben, weil es ein innerliches Erlebnis war. Es fällt in die Zeit, als ich, 13jährig, den zweiten Ferienaufenthalt bei Tante Ruth und Onkel Kurt hatte. Meine Verwandten waren von der landeskirchlichen Gemeinde und dem Müllheimer Pfarrer tief enttäuscht und suchten nach Gemeinschaften, in denen der christliche Glaube ernsthaft und lebendig gelebt wurde. Die Philadelphia-Gemeinde in Leonberg bei Stuttgart war eine solche Gemeinschaft. Außer einer Konferenz für Erwachsene gab es auch ein Zeltlager mit Bibelstunden für Kinder. Wir nahmen daran teil, und mich wühlte die Verkündigung stark auf. Ich wurde mir bewusst, wie verquer ich lebte: Trotz Teilnahme am kirchlichen Leben innerlich gleichgültig und widerspenstig, meiner Mutter gegenüber aufsässig, arrogant gegenüber Mitschülern. Meine Schwester quälte ich mit Worten und hörte erst damit auf, wenn sie heulte. Man mag das als normales Verhalten im Flegelalter ansehen. In Leonberg schämte ich mich tief deswegen und sehnte mich zugleich nach einem Leben im Frieden mit Gott und meiner Umwelt. Ich lag im Zelt und konnte vor Kummer nicht einschlafen. Ich betete sinngemäß: „Lieber Gott, wenn Du mich annehmen willst trotz meiner Schlechtigkeit, dann gib mir bitte ein Zeichen.“ Ich weiß nicht, welches Zeichen ich erwartete, es kam kein äußeres Zeichen, während ich stundenlang so bettelte. Aber plötzlich, in einem Moment, kam eine überwältigende Freude über mich: Gott hat mich angenommen. Und nun konnte ich vor Freude nicht schlafen und dankte Gott.

Die Freude war am nächsten Tag noch genauso da. Im Abschlussgottesdienst gab ich die einzige DM, die ich besaß, in die Kollekte, aber am Ausgang schenkte mir eine fremde Person 2 DM. Fremde nahmen mich im überfüllten Zug mit zurück über die Grenze, wo wir in Baracken der Kontrolle unterzogen wurden. Wir hatten große Angst, sowie und weil ich christliche Traktate geschmuggelt habe. Aber es ging gut. Auch zu Hause hielt die Freude an. Meine Mutti sagte: „Was ist mit dir, du bist so verändert?“ Die Schmiedoma merkte es morgens, weil meine Mutter nicht mehr x-mal durch den Hausflur brüllte, dass ich endlich aufstehen sollte. Von allein stand ich auf und hielt mein Morgengebet mit Bibellese. Am meisten merkte es meine Schwester, denn die Quälereien hörten auf. Ich habe dann auch mal die Bibel durchgelesen, wobei ich die langweiligen Stellen weggelassen habe. Mit Begeisterung ging ich in die Sonntagsschule, begleitete die Lieder auf dem Harmonium und wurde auch bald Helfer, d. h. ich durfte auch ab und zu den Kindern die biblische Geschichte erzählen.

Schwierig war dagegen der Konfirmandenunterricht. Unser alter Pfarrer Goldhahn hatte keine Autorität, die Stunden verliefen im Tumult. Er war sensibel und jähzornig. Unseren „Gesang“ begleitete er mit der Geige, die er aber manchmal im Zorn auf die Tischplatte schlug. Auch die Bibel knallte er manchmal auf den Boden. Auf „Gott grüße euch“ sollten wir „Gott grüße Sie“ antworten. Den Kleinen Katechismus Luther sollten wir auswendig lernen und aufsagen. Den Schlusssatz „Das ist gewisslich wahr“ wollte er aber allein sprechen, denn (so erklärte er uns) die vorige Gruppe hatte immer „Das ist gewiss nicht wahr“ gesagt. Ich verstand, dass meine Kameraden Spaß daran hatten, den alten, unfähigen Mann zu ärgern, hatte aber auch Mitleid mit ihm. Und ich litt darunter, dass der christliche Glaube so entstellt wurde, und litt doppelt, weil ich sein ausgesprochener Liebling wurde und er das immerzu betonte. Ich war froh, als die Konfirmandenzeit endlich vorbei war.

Der Höhepunkt war dann, dass wir in der Reihenfolge der Würdigkeit in die Kirche einzogen (ich natürlich zuerst). Auch die Konfirmationssprüche wurde entsprechend ausgewählt. Während ein anderer z. B. bekam: „Hüte dich, mein Sohn, dass du in keine Sünde willigst!“, hörte ich: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Erst viel später habe ich diesen Spruch verstanden. Die Konfirmation fand traditionsgemäß zu Palmarum statt, der erste Abendmahlsgang am Gründonnerstag. Weil die Mehrzahl am Abendmahl nicht interessiert war, wurden die Urkunden erst dann überreicht. Die Handlung war fremd und steif. Erst auf dem Heimweg löste sich die Spannung, manche spielten besoffen. Erst viel später bin ich wieder einmal zum Abendmahl gegangen, und erst in der Studentengemeinde habe ich das Abendmahl lieb gewonnen. Zu Hause wurde die Konfirmation mit Verwandten gefeiert, auch mein Freund Siegfried war dabei. Die Nachbarn brachten Geschenke, Socken, Taschentücher und andere nützliche Sachen und bekamen

ein Stück Kuchen. Es gab aber auch Geld, und davon konnte ich mir endlich ein eigenes Sport-Touren-Fahrrad kaufen. Etwas Mühe machte es, hinterher alle Geber persönlich oder schriftlich zu bedanken.

Liebe Enkel, Ihr könnt Euch kaum vorstellen, wie eine Kindheit ohne Radio und Fernseher, ohne Computerspiele, ohne Tischtennisplatte und Fußball möglich war. Die Wohnung ohne Bad, ohne Haustiere, ohne Garten. Kein Vater, und die Mutter zwölf Stunden auf Arbeit. Man könnte meinen, es sei eine schlimme Zeit gewesen. Manches war auch schlimm, vor allem das Warten auf die Mutter, das Frieren im Winter, das Reparieren des Fahrrads ohne Hilfe. Aber wir sind viel gelaufen, haben viel im Freien gespielt, sind oft im Wald gewesen. Wir haben gelernt, uns in schwierigen Situationen selbst zu helfen, sind früh selbständig geworden. Unser Kopf wurde nicht zugeschüttet von Medien, wir hatten Zeit zum Träumen, zum Lesen, zum eigenen Nachdenken. Und mit dem Vertrauen auf Gott wuchs auch das Selbstvertrauen und der Mut, wenn nötig gegen den Strom zu schwimmen. Meiner Mutter bleibe ich immer dankbar, von ihr könnte ich ein andermal viel erzählen.

Euer Vati / Opa
Dietmar Koenitz